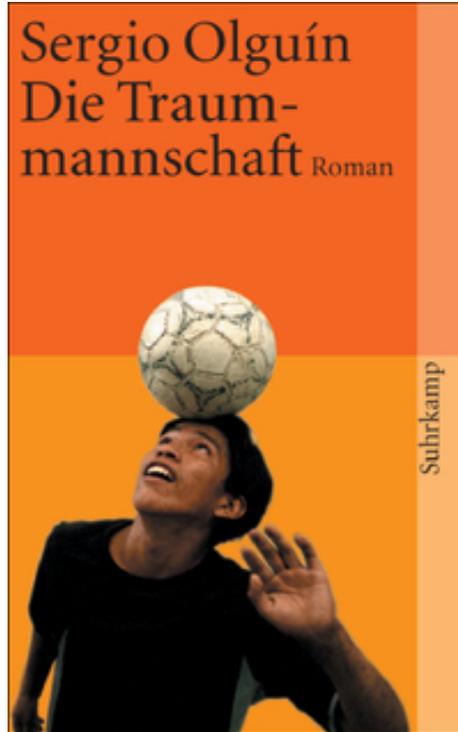


Suhrkamp Verlag

## Leseprobe



Olguín, Sergio  
**Die Traummannschaft**

Roman  
Aus dem Spanischen von Matthias Strobel

© Suhrkamp Verlag  
suhrkamp taschenbuch 3766  
978-3-518-45766-5

suhrkamp taschenbuch 3766

Es ist Weihnachtszeit in Argentinien und Hochsommer. Dem 14jährigen Ariel, der nach der Schule im Gemüseladen »Mein Gefühl« jobbt und am liebsten mit seinen Freunden Fußball spielt und über Frauen fachsimpelt, stehen besonders heiße Tage bevor: Er ist verliebt in Patricia, ein Mädchen aus einem ärmlichen Stadtviertel, das Ariel noch nie betreten hat, und er erlebt alle Höhen und Tiefen der ersten Liebe. Doch dann geschieht etwas Ungeheuerliches: Der größte Stolz von Patricias Vater, der Fußball, mit dem der begnadete Diego Maradona als Kind gespielt hat, wird von einer Bande Krimineller geklaut. Ariel und seine Freunde beschließen, den Ball zurückzuholen – und damit zum erstenmal ihre behütete Welt zu verlassen und sich in ein wahrlich lebensbedrohendes Abenteuer zu stürzen.

Mit tiefgründigem Witz und charmanter Leichtigkeit erzählt Sergio Olguín vom Zauber der ersten Liebe, von Fußballtoren, die besser nicht geschossen worden wären, von Unrecht und Willkür, Solidarität und Hoffnung.

Sergio Olguín wurde 1967 in Buenos Aires geboren, wo er auch heute lebt. Er studierte Literatur und arbeitet neben seiner Schriftstellertätigkeit als Journalist. *Die Traummannschaft* ist sein dritter Roman; er wurde bereits in mehrere Sprachen übersetzt.

Sergio Olguín  
Die Traummannschaft

*Roman*

Aus dem Spanischen von  
Matthias Strobel

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2004 unter dem Titel

*El equipo de los sueños*

bei Grupo Editorial Norma, Buenos Aires.

© Sergio S. Olguín und Editorial Norma, 2004

Die Übersetzung aus dem Spanischen wurde  
mit Mitteln des Auswärtigen Amtes unterstützt  
durch die Gesellschaft zur Förderung der Literatur aus Afrika,  
Asien, Lateinamerika e. V.

Umschlagfoto:

Argeo Amezttoy/Argentinaphoto.com.ar

Deutsche Erstausgabe

suhrkamp taschenbuch 3766

Erste Auflage 2006

© der deutschen Ausgabe

Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2006

Suhrkamp Taschenbuch Verlag

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das  
der Übersetzung, des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung  
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.

Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form  
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)  
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert  
oder unter Verwendung elektronischer Systeme  
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Druck: Ebner & Spiegel, Ulm

Printed in Germany

Umschlag: Göllner, Michels, Zegarzewski

ISBN 3-518-45766-7

I 2 3 4 5 6 – II IO 09 08 07 06

# Die Traummannschaft

*Für Luis Chaparro, Daniel Cholakian,  
Fabio Cholakian,  
Carlos Prado und Pablo Santos*

Sie, das werdet ihr sein einst,  
in stets erneuerten Leben,  
neu, wie jeder Tagesanbruch neu ist.

*Ernesto Cardenal*

Der Ball bleibt immer sauber.

*Diego Maradona*



## Erster Teil



*Der Waagenjunge erzählt seine Geschichte*

Letztes Jahr, mit vierzehn, waren die drei Kilo Orangen mein größter Stolz. Ein Kilo kann jeder abwiegen, aber drei Kilo, das ist schon schwieriger. Wenn ein Kunde mein Lieblingssonderangebot haben wollte (viel mehr Angebote gab's auch nicht im Gemüseladen, um ehrlich zu sein), nämlich die drei Kilo Orangen zu einem Peso, nahm ich eine große Plastiktüte, ging zur Kiste und packte die Tüte voll mit blassen, ja fast schon bleichen Orangen. Deshalb haben sie auch nur einen Peso gekostet. Die waren aber nicht schlecht, vom Geschmack her, meine ich, und saftig waren sie auch, obwohl sie so blutarm aussahen. Na ja, ich packte also die Tüte voll und brauchte sie nicht zu wiegen: Ich wußte, daß ich genau drei Kilo reingetan hatte. Trotzdem stellte ich die Tüte auf die Waage, damit der Kunde auch mitbekam, was für ein gutes Händchen ich hatte. Die meisten Leute bemerkten gar nicht, daß sie gerade Zeuge eines Wunders geworden waren. Nur ein paar gratulierten mir, weil ich exakt drei Kilo abgepackt hatte, keine zehn Gramm mehr, keine zehn Gramm weniger. Der Trick bestand nicht darin, die Orangen abzuzählen, dazu waren sie von der Größe her zu unterschiedlich. Der Trick waren meine Arme, mein ganzer Körper, der die Gabe hatte, die drei Kilo zu erspüren. Eine menschliche Waage.

Nicht daß Sie jetzt denken, ich hätte mein Leben lang nichts anderes getan, als Obst zu verkaufen. O nein, ich mochte überhaupt kein Grünzeug, außer Bananen und Kartoffeln in allen Variationen hatte ich in einem Gemüseladen noch nie was entdeckt, das mich interessiert hätte. Seit gut einem Monat arbeitete ich in dem Gemüseladen »Mein Gefühl«. Für das Gefühl und den Gemüseladen

war mein Onkel Roberto zuständig, der Türke, wie sie ihn überall nannten. Und mich nannten sie den kleinen Türken, den Türken Ariel oder den Sohn der Türkin. Die Türkin, das war meine Mama, die Schwester meines Onkels. Dabei waren wir gar keine Türken. Meine Großeltern mütterlicherseits waren Armenier. Ich hab mich nie darüber aufgeregt, daß sie Türke zu mir sagten, aber ich erinnere mich noch gut daran, daß mein Opa, als er noch lebte, regelmäßig ausrastete, wenn jemand aus der Nachbarschaft ihn Türke nannte. Dann schimpfte er los, und zwar in seiner Muttersprache, und er hatte wohl einige beleidigende Sprüche drauf, zumindest lief meine Oma jedesmal rot an und schimpfte ihn dann ihrerseits aus. Vielleicht brachten sie mir deshalb nie Armenisch bei, damit ich ja nicht die Schimpfwörter verstand, die mein Opa da von sich gab.

Mein Onkel Roberto hatte immer irgendein Geschäft am Laufen. Er lebte vom Geschäftemachen. Er kaufte ein Stück Land, stellte ein Fertighaus drauf und verkaufte es wieder. Er kaufte ein Schrottauto, reparierte es, lackierte es schwarz-gelb und fuhr damit Taxi. Als sie ihm verboten, Leute zu befördern, weil seine Papiere nicht in Ordnung waren, nahm er es nicht weiter tragisch. Er lackierte den Wagen kurzerhand blau, setzte eine lügenhafte Anzeige in die Zeitung (»Juwel von Auto, nie Taxi«, nie legales Taxi, hätte er schreiben müssen) und verkaufte es. Er kaufte auch Taschenlampen in großer Stückzahl, chinesische Minischeren, thailändische Nadeln und T-Shirts im Once-Viertel. Er verkaufte, verkaufte weiter, kaufte, tauschte. Er verdiente einen Haufen Geld, verlor aber auch jede Menge. Ihn trieb nicht der Wunsch an, Millionär zu werden, was ihn am Geschäftemachen reizte, war vielmehr die Herausforderung.

Ich weiß nicht, wer ihn davon überzeugte, daß ein Gemüseladen das große Geschäft war. Jedenfalls entschied er sich unter den zig Möglichkeiten, Waren gegen Geld zu tauschen, am Ende für einen Laden, nicht zu klein, aber auch nicht zu groß, in der Avenida Ejército de los Andes. Für mich ist die Avenida Ejército de los Andes die Avenida San Martín, die mein Onkel wiederum Avenida Santa Fe nennt. Es ist nämlich so, daß die Avenida in Lanús, in dem Viertel, in dem wir wohnen, Santa Fe oder San Martín heißt. Avenida Ejército de los Andes heißt sie erst, wenn man nach Lomas de Zamora reinfährt.

Wenige Häuserblocks entfernt von einer Ausfallstraße, die wegen der schlechten Beleuchtung Camino Negro heißt, und gerade mal drei Querstraßen weg vom Armeuteviertel Villa Fiorito machte mein Onkel also einen Gemüseladen auf. Sicher, in dieser Gegend gab's noch keinen Gemüseladen, aber wenn wir schon dabei sind, es gab auch keine Videoläden, Tierärzte oder Eisenwarengeschäfte. Trotzdem hatte er sich in den Kopf gesetzt, einen Gemüseladen aufzumachen.

»Dafür gibt's eine ganz einfache Erklärung«, sagte mein Onkel, während er sich ein Glas Wermut genehmigte und den Grill anwarf, eine Sonntagsbeschäftigung, zu der er sich verpflichtet fühlte, seit mein Vater vor knapp zwei Jahren »in den Urlaub gefahren war«, ohne Mama und mich. »Die vier Säulen der Familiernahrung sind: der Laden an der Ecke, die Metzgerei, die Bäckerei und der Gemüseladen. In dieser Gegend hier gibt es vier Lebensmittelgeschäfte, zwei Metzgereien und drei Bäckereien, aber nur einen winzigen Gemüseladen am Eingang zu Villa Fiorito, und der hat nur wenig Angebot und ist auch noch teuer. Ich hab da einen Freund, der besorgt mir gute Ware vom Markt in Turdera, und die verkaufen wir dann zu einem guten Preis.«

»Und der kleine Kiosk?« sagte ich.

»Was soll sein mit dem Kiosk?« fragte mein Onkel leicht gereizt, weil seine Erläuterung bei mir kein bewunderndes Echo gefunden hatte.

»Na, die fünfte Säule der Familiernahrung ist der Kiosk. Süßigkeiten, Zigaretten, Limos. Findest du nicht?«

Ohne auf mich einzugehen, nahm mein Onkel einen Schluck Wermut, schüttelte den Kopf und stocherte in der Grillkohle herum. Ein toller Typ, mein Onkel. Ein bißchen hitzköpfig, aber ein toller Typ.

Meine Mutter hielt es für eine Schnapsidee. Daß ihr Bruder wenige Häuserblocks entfernt vom Camino Negro und nur ein paar hundert Meter weg von einem Armeuteviertel einen Gemüseladen aufmachen wollte, kam ihr fahrlässig vor. Und als er auch noch vorschlug, daß ihr Sohn, also ich, dort als Verkäufer arbeiten könnte, hielt sie ihn endgültig für übergeschnappt.

»Jetzt hör mir mal zu, Amelia«, sagte mein Onkel, »das Viertel ist ruhiger als diese Gegend hier.« Er breitete seine Arme weit aus, um offenbar sowohl Catamarca als auch Resistencia mit einzuschließen. »Ist ihm bestimmt recht, wenn er ein paar Pesos verdienen kann. Er wird allmählich erwachsen und möchte über sein eigenes Geld verfügen.«

»Er geht noch zur Schule, Roberto, und das wird auch so bleiben.«

»Er soll ja auch nur nachmittags arbeiten.«

»Nachmittags hat er Sport.«

»Dann kommt er eben an diesen Tagen nicht. Außerdem sind bald Ferien.«

Da hatte er recht. Es war bereits Ende Oktober, das

Schuljahr dauerte nur noch einen Monat. Was die Noten anging, war alles paletti. Nur in Geographie hatte ich im Schnitt nicht genügend Punkte, und da würde die Nachprüfung obendrein erst im März sein. Dadurch ging es im letzten Monat um nichts mehr, ich mußte ihn nur noch hinter mich bringen, damit diese unerträgliche neunte Klasse endlich geschafft war.

Es ist mir nach wie vor ein Rätsel, wieso mir meine Mutter erlaubt hat, in dem Gemüseladen anzufangen. Wir vereinbarten, daß ich montags, dienstags und donnerstags von drei Uhr bis zum Geschäftsschluß um acht arbeiten würde, und samstags von neun bis drei. Mittwochs und freitags konnte ich ebenfalls hin, vorausgesetzt, ich hatte kein Sport. Er würde mir zwölf Pesos pro Tag zahlen, dazu den Bus, und außerdem durfte ich so viel Obst und Gemüse mit nach Hause nehmen, wie ich wollte. Manchmal denke ich, daß es letzteres war, was meine Mutter überzeugt hat. Nicht so sehr, weil wir dadurch das Geld für Äpfel und Tomaten sparen konnten (was uns nicht ungelegen kam bei dem Lohn, den sie als Verkäuferin in einem Kurzwarenladen erhielt), sondern weil sie sich nicht selber zu dem Laden bemühen mußte. Sie haßte Einkaufen. Und ich auch.

»Unser kleiner Türke wird jetzt also auch Gemüsehändler«, sagte Ezequiel in der Pause, nachdem ich erzählt hatte, daß ich nächsten Montag anfangen würde zu arbeiten.

»Da wirst du deine wahre Berufung entdecken«, ermutigte mich Pablo hinterfotzig, während er, ohne uns davon anzubieten, Alfajorkekse mampfte.

Ezequiel und Pablo sind meine besten Freunde. Pablo und ich sind schon seit der Grundschule Kumpel, und

Ezequiel haben wir in der neuen Schule kennengelernt, als wir in die achte Klasse kamen. Wir hängen immer zusammen rum. Ezequiel und Pablo sind völlig verschieden. Ezequiel spielt in der Jugendmannschaft von El Porvenir, in Sport ist er ein As, da hat er eine Zehn. Dafür muß er im Dezember in vier und im März in drei weiteren Fächern in die Nachprüfung gehen. Er hatte schon so etwa drei Freundinnen, und wenn er wollte, könnte er mit jedem Mädchen der ersten Oberstufenklasse gehen. Na ja, nicht mit jeder. Carolina hat sich nie für ihn interessiert.

Pablo hingegen ist ein Intelligenzbolzen, Sieben ist seine niedrigste Note, er liest den ganzen Tag, und wenn ihm ein Mitschüler blöd kommt, von wegen weil er so schwach auf der Brust wirkt, dann schaut er ihn dermaßen verächtlich an, daß es mehr weh tut als die stets einsatzbereiten Fäuste von Ezequiel. In der achten Klasse hatten sie Pablo auf dem Kieker, da hat er einige Prügel einstecken müssen. Nicht mal die Freundschaft mit Ezequiel hat ihm damals was genützt. Aber in der Neunten wurde alles anders. Eine aus der Klasse wurde fünfzehn, und auf ihrem großen Fest hat Pablo eine Schachtel Zigaretten rausgeholt und eine geraucht. Seither haben alle Angst vor ihm, weil sie vermuten, daß er ein ausschweifendes Leben führt. »Junkie«, rufen sie ihm nach, oder »Perversling«, und niemand außer Ezequiel und mir weiß, daß er nur einmal geraucht hat, und das war auf diesem Geburtstag.

Ich bin nicht wie Ezequiel und ich bin auch nicht wie Pablo. Eigentlich weiß ich nicht so genau, wie ich bin. An manchen Tagen fühle ich mich so stark wie Ezequiel und so intelligent wie Pablo. Und an anderen Tagen fühle ich mich so wehrlos wie Pablo und so überfordert wie Ezequiel bei einer Mathematikaufgabe. Vor einem Jahr hing es rein und ausschließlich von dem ab, was Carolina zu

mir sagte, ob ich von dem einen Zustand in den anderen geriet. Auf sie komme ich später zurück.

Wir drei sind wirklich sehr verschieden. Zu allem Überfluß ist Ezequiel für River, Pablo für Independiente, und ich bin für Boca. Wir haben aber auch was gemeinsam (neben dem hellblau-weiß gestreiften Trikot), und zwar sind wir alle drei auch Fans von El Porvenir. In der Regionalliga Primera B ist das unser Fußballclub, ohne Wenn und Aber, so wie man eben auch für die Nationalmannschaft ist. Jeden zweiten Samstag gehen wir ins Stadion von El Porve, ab und zu gehen wir auch hin, um Ezequiel spielen zu sehen, und wann immer irgendwo gekickt wird, wir sind dabei. Mit Pablo habe ich schon von klein auf gespielt, bei ihm auf dem Hof, und als wir größer waren, haben wir immer Köpfen geübt, mit einem Lederball, der ein bißchen platt war, wobei wir aufpassen mußten, daß kein Blumentopf zerdeppert wurde. Die besten Doppelpässe habe ich daheim bei Pablo mit der Hofmauer gespielt.

Niemand, der uns allein sieht, würde denken, daß wir enge Freunde sind. Vor allem Pablo und Ezequiel. Manchmal frage ich mich selbst, wie einer, der an nichts anderes als ans Trainieren denkt, und einer, der Geschichten über Männer liest, die sich in Kakerlaken verwandeln, so viel Zeit miteinander verbringen können. Und trotzdem ist es so; ob ich dabei bin oder nicht, die beiden quatschen über Fußball oder eine Sendung im Fernsehen, über irgendeinen Film, den sie auf Video gesehen haben, oder die Umtriebe des Serienmörders, den sie gerade geschnappt haben. Vielleicht liegt es daran, daß, wenn wir drei zusammen sind, Ezequiel keine Tormaschine ist, Pablo kein Bürchernarr und ich kein schwatzhafter Pterodaktylus. Am Ende glaube ich selbst noch, daß wir uns ähnlich sind.

Carolina: In der achten Klasse wurden wir gezwungen, die Schulbank mit einem Mädchen zu teilen. Ich mußte mich neben Carolina setzen. Natürlich hätte ich lieber neben Pablo gesessen. Es gab einige Proteste. Sie führten aber zu nichts, weil wir eben nicht einfach machen durften, was wir wollten, also teilten wir schließlich die abgewrackte Schulbank mit den immer irgendwie nervigen Mädchen.

Was jetzt kommt, wirft ein schlechtes Licht auf mich, ich weiß: In diesem Jahr hatte ich es immer eilig, in die Schule zu kommen, weil ich dann da sitzen konnte, links von ihr. Ich mochte es, sie neben mir zu spüren, in ihrem makellosen weißen Kittel, mit ihren Haaren, die in einen langen Zopf mündeten.

Carolina sieht toll aus, ist aber auch intelligent. Sie hat viel Ahnung von Musik und Kino, vom Fernsehen redet sie immer ganz abschätzig. Am Anfang haben wir uns nicht gut verstanden. Ich wußte nicht, wie ich mit ihr umgehen sollte, ich glaube, ich habe mich manchmal ganz schön blöd benommen. Aber dann wurde es besser, wir haben uns irgendwie zusammengerauft, und am Ende waren wir fast Freunde. In der neunten Klasse durften wir uns aussuchen, neben wem wir sitzen wollten, und ich hätte ein Auge geopfert, um neben ihr sitzen zu dürfen. Ein Auge ja, aber nicht meine Ehre. Ich hätte mich zum Gespött all meiner Klassenkameraden gemacht, wenn ich gesagt hätte, ich will neben einem Mädchen sitzen. Die hätten mich wie eine Schwuchtel behandelt. Also habe ich mir schnell Pablo als Sitznachbarn ausgesucht. Sie hat sich neben ein anderes Mädchen gesetzt, nie wieder haben wir eine Bank geteilt, außer manchmal in der Pause, wenn wir uns zusammengesetzt haben, um noch einige Hausaufgaben für die nächste Stunde zu erledigen. Ab und zu kam sie auch zu mir und sagte:

»Ach, Ariel, wie ich deine Ellbogenrempler vermisse!«

Nicht daß man jetzt was Falsches denkt, ich wußte, daß sie mir damit nichts Komisches sagen wollte. Es war keine Liebeserklärung. Ich wußte ganz genau, in wen sie verliebt war. Am Anfang dachte ich, sie würde auf Ezequiel stehen, wie fast alle Mädchen, aber dann hat sie mir mal gesagt, daß sie Ezequiel für einen Grobklotz hält und gar nicht begreifen kann, warum Vera auf ihn steht, eine Freundin von ihr, die für den Großen Equi schwärmte. Carolina – das habe ich sofort gemerkt – war hinter Pablo her. Ständig hat sie mich nach ihm gefragt, wollte wissen, welche Bücher er las, ob er gern ins Kino ging, ob er Musik hörte. Ich hab immer nur geantwortet:

»Warum fragst du ihn nicht selber? Ich bin nicht sein Stellvertreter.«

Dann sah sie mich vorwurfsvoll an und wechselte das Thema. Aber sie hat sich nie getraut, Pablo zu fragen, überhaupt redeten sie kaum miteinander, vielleicht mal, um nach einem Bleistift zu fragen oder Hausaufgaben auszutauschen. Im Grunde hatte sie ebenfalls Angst vor ihm, weil Pablo diesen undurchsichtigen Typen so überzeugend spielte.

»Die Faszination der Beute vor einer Klapperschlange«, erklärte mir mal mein Onkel, ich weiß nicht mehr, warum. »Die Angst lähmt dich, du bist fasziniert von dem, was dich gleich verschlingen wird. Wenn du überleben willst, mein lieber Neffe, mußt du diese Faszination brechen, das ist genauso wichtig, wie die Angst zu überwinden.«

Damals wußte ich es noch nicht, aber es war ein Rat, den ich schon bald gut würde gebrauchen können.

Die Idee, im Gemüseladen zu arbeiten, stammte von mir, nicht von meinem Onkel. Ich habe es ihm vorgeschlagen, nachdem er mir seine Theorie über die vier Säulen der Familiernahrung erläutert hatte. Er stocherte gerade in der Grillkohle herum, in aller Ruhe, wie einer, der weiß, daß er seine Sache gut macht, als ich zu ihm hinging und sagte:

»Onkel, ich würde gern im Gemüseladen bedienen.«

Zehn Minuten später verkaufte er meiner Mutter die Idee als seine eigene und kämpfte so lange für sie, bis er ihr zum Triumph verholfen hatte. So ist mein Onkel eben. Als er mich fragte, warum ich arbeiten wollte, sagte ich, ich wollte Geld sparen, um mir einen Computer zu kaufen. Und das stimmte, aber ich wollte auch wissen, wie sich Arbeiten so anfühlt. Ich wollte zur Welt der Erwachsenen gehören, eigenständig sein, rauskommen aus den vier schützenden Wänden, ob nun der Schule oder von daheim.

Um zum Gemüseladen zu gelangen, nahm ich den 247er in der Avenida San Martín und stieg drei Querstraßen vor dem Geschäft aus. Dort bog der Bus nämlich von der Avenida ab, so daß ich noch ein Stück an Villa Fiorito entlanggehen mußte, um zum Laden zu kommen.

Auf meinen Onkel wartete immer irgendein neues Geschäft, und damals verhandelte er gerade mit der Gemeinde von San Justo, weil er ihr fünfundzwanzig Parkbänke verkaufen wollte, die er aus Deutschland importiert hatte. Ich bediente während der vereinbarten Arbeitszeiten im Gemüseladen. Für die restliche Zeit wurde also noch ein anderer Junge eingestellt. Er war achtzehn oder neunzehn, ziemlich klein, sehr blaß, und er hatte eine Mordsnase. Deswegen nannten ihn alle Pinocchio. Ganz schön viel Kraft hatte er auch, die Obstkisten hob er hoch, als